

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 10

Artikel: Der Rosenhof [9. Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668069>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ROSENHOF

Roman von

LISA WENGER

Copyright by Morgarten-Verlag A.G., Zürich

(9. Fortsetzung.)

9

Geharnischt, mit geschlossenem Visier, rückte das Jahr 1870 heran. Von seinem Tritt erzitterte Europa. Aller Augen waren nach Westen gerichtet, wo zwei Völker miteinander rangen. Das eine sorglos, trunken vor Siegesicherheit, prahlend die blau-weiß-rote Fahne schwenkend, das andere begeistert, klopfenden Herzens auf die Tapferkeit seiner Soldaten und die Tüchtigkeit seiner Offiziere vertrauend.

Unter dem Donner der Kanonen prallten sie aufeinander.

Die Deutschen erfochten Sieg auf Sieg.

Es hatte Frankreich wenig genügt, daß es jedem seiner Söhne eine Karte in den Rucksack steckte, auf der der Weg nach Berlin in schnurgerader Richtung aufgezeichnet war. Es hatte umsonst zähnefletschende schwarzbraune Turkos anrücken lassen und die Fabel verbreitet, daß die Preußen vor den schwarzen Gesellen Reißaus nähmen, umsonst seine herrliche Marseillaise gesungen. Der Tag des Triumphes blieb aus.

Die Turkos saßen zitternd vor Kälte in deutscher Gefangenschaft. Den Weg nach Berlin fanden weder die Soldaten noch die Offiziere. Das große Lied schwieg, als blitzende Pickelhauben, schwarz-weiße Fahnen und ein alter, ergrauter, siegreicher König in Paris einzogen. — —

Auch in der Schweiz lief alles durcheinander wie in einem Ameisenhaufen, als der Deutsch-Französische Krieg erklärt wurde.

Die ledigen, zur Grenzbesetzung einberufenen Soldaten setzten ihr Käppi schief aufs Ohr, die Hausväter zogen seufzend ihre Schlafröcke aus, die Mütter klopfen unter Tränen die Militärmäntel ihrer Söhne. Die Buben aller Altersjahre spielten Soldaten, und die Mädchen knüpften Taschentücher um das Haar, zogen Mutters Schürze an und spielten barmherzige Schwestern.

In den Regel- und Jagdvereinen spaltete sich die Mitgliederschaft sogleich in zwei sich befehlende Teile. Mit Leidenschaft standen sich die Deutschfreundlichen und die Franzosenfreunde gegenüber. Wetten wurden abgeschlossen. Prophezeiungen stieß man aus, die von den einen hohnlächelnd, von den andern mit wichtigem Kopfnicken beantwortet wurden.

Es wurden in allen Gauen des Landes Landkarten gekauft, erst deutsche, und als die sich als nutzlos erwiesen, elsässische und französische. Jeden Mittag sollten vom Hausvater die Siege durch Stecknadeln bezeichnet werden.

Die ganze Familie stand um das Oberhaupt herum, und der deutschfreundliche Teil schrie triumphierend auf, wenn ein neues blau-weißes oder schwarz-weißes oder gelb-rotes Fähnchen westwärts rückte.

Die Franzosenfreunde ließen die Köpfe hängen, und es mußte zwischen ihrem Schmerz und dem Essen eine lange Pause gemacht werden. Dann aber ging es wieder wie am Schnürchen.

Schon marschierte 1871 an der Spitze der Jahre, und noch immer war der Krieg nicht beendet. Auf den Karten steckten Schwärme von Stecknadeln mit deutschen Fähnchen. Immer kleinlauter wurden die, die auf seiten der Franzosen standen, immer prahlerischer lachten die Deutschfreundlichen.

Das große Nachbarland lag in Trauer auf den Knien. Die schwarzen Fahnen wehten durchs ganze Land. Nach vielen Lügen und Enttäuschungen mußte das arme Volk endlich einsehen, daß man es mit den laut verkündeten Siegen betrogen und daß die große Nation am Unterliegen war.

Die Familien waren auseinandergerissen worden. In den Kirchen beteten die Frauen und Mütter, deren Söhne und Gatten noch im Felde standen. Witwen und Waisen weinten.

Was half das alles? Wozu hatte das Land seine Besten verloren? Was half aller Haß, alle heiße Liebe zum Vaterland? Was half alle Tapferkeit? Sie mußte der größeren Klugheit und Voraussicht des verhassten Feindes weichen.

Gegen die Schweizergrenze zog es in langen Scharen. Es leuchtete rot durch den Schnee. Langsam zog ein geschlagenes Heer von achtzigtausend Mann heran. Bei Serrière ging es mit gesenktem Haupt über die Grenze.

Müde und mutlos legte ein Soldat nach dem andern seine Waffe auf den sich aufstürmenden Haufen. Mit einem Fluch sahen es ihre Offiziere.

Wagen um Wagen, angefüllt mit Verwundeten, fuhr rasselnd vorüber. In den großen Feuern wärmten sich die Armen die erfrorenen Hände. In zerrissenen, zerlumpten Schuhen stampften sie durch den Schnee, die blauen Zehen bloß, mit Lumpen, Stroh und Schindeln vor dem Erfrieren kaum geschützt.

Gelb und ausgemergelt sahen die Soldaten aus, mager und hungrig ihre Pferde. Schnuppernd hoben sie die Köpfe, wieherten kläglich und hinkten weiter. Kam eines dem andern zu nahe, so knapperte es mit den weichen Lippen am Schweiß des Vorderpferdes, riß und rupfte daran, bis das Tier, seines schönsten Schmuckes beraubt, den kläglich Stumpf heftig bewegte und einen rettenden Sprung zu machen versuchte. Unzählige solcher verunstalteter Tiere erzählten von den Entbehrungen, die Mann und Tier durchgemacht.

In langen Zügen, in Reihen, die nicht enden wollten, ging es vorwärts. Am Weg, zu beiden Seiten, stand das Schweizervolk und gab, was es zu geben hatte. Die mächtigen Kessel mit Kaffee brodelten, Körbe voll Eßwaren wurden leer, ehe der Deckel recht davon gehoben war, Brote flogen von einer Hand in die andere, Tabak und Wein erfreuten und wärmten die armen Enttäuschten. Es wurde Geld verteilt. Jede Scheune, jedes Dorfschulhaus, jedes Kirchlein, jeder Bauernhof füllte sich mit hungernden Rothosen.

Da fragte keiner mehr danach, ob er freudig oder zornig die Fähnchen hatte vorrücken sehen. Da wollte niemand mehr etwas davon wissen, daß man sich um deutsch oder französisch gezannt

hatte, da galt es nur zu helfen und zu geben und zu trauern.

Welch ein Großes und Furchtbares ist es um ein geschlagenes Heer! Alles Leid der Erde hat Raum in dem einen Wort.

Da war kein Menschenherz, das nicht erzitterte, als die Reihen nicht abnehmen wollten, die Gewehre immer und immer wieder in den Schnee fielen und die Säbel klirrend weggeworfen wurden.

Je weiter hinein ins Land die fremden Soldaten kamen, je größer wurden die Massen der Helfenden. Die Kasernen taten sich auf, die Kirchen füllten sich, die Spitäler boten Bett um Bett, die großen Schulhäuser entließen ihre Schüler, schütteten Stroh auf und ließen die Soldaten einziehen.

Im ganzen Land wurde Scharpie gezupft. Man zerschnitt Berge von Leinwand und opferte sie den Kranken und Verwundeten.

Die Studenten strömten heran und widmeten sich dieser guten Sache. Die Mädchen und Frauen in den Städten stellten sich den Ärzten zur Verfügung. Es war kein Dorf, keine Stadt, keine Familie, die nicht mithalf, die achtzigtausend Mann, die von ihrer Gastfreundschaft abhingen, zu trösten, zu erquicken und auch zu erheitern.

Natürlich blieb auch der Staat nicht zurück in dem allgemeinen Wettkampf der Menschenliebe. Aber er machte es sich bequem. Er benutzte die Welle des Mitleids, die über sein Land ging, und schickte jedem Familienvater ein paar der Rothosen ins Haus. Ein Mann, zwei Mann, drei, vier und fünf erschienen sie, unsicher, wie sie aufgenommen würden, und erfreut, wenn sogar ein Bäuerlein, ein Schuhmacher mit fünf Kindern, ein Schulmeister, der den Tisch voll eigener hatte, auch den Fremdling freundlich mitessen hieß.

In die großen und vornehmen Häuser wurden die Offiziere verteilt. Nicht sporenklirrend wie sonst zogen sie ein. Der Säbel rasselte nicht, die Stiefel knarnten nicht. Aber es schmückte sie der Heiligenschein des für sein Vaterland Kämpfenden, und die Krone des Märtyrers schwebte über dem Haupt des schuldlosen und schutzlosen Erlegenen.

Hoherfreut waren die Franzosen, als sie in der Hauptstadt überall ihre Sprache sprechen hör-

ten und sprechen konnten. Bis zu den kleinen Kindern herab verstand ein jeder, was die Fremden wollten. Kluge Mütter stießen ihre Kleinen den Herren Offizieren ins Zimmer: Lernt Französisch, soviel ihr könnt! Und bald hielt der Mann das Jüngste auf den Knien, ließ die Knaben seine silbernen oder goldenen Tressen befühlen und lehrte die Mädchen: C'était Croque-mitaine . . .

Auf dem Rosenhof waren ein Offizier und zwei Soldaten eingerückt.

Der Offizier bewohnte das Zimmer mit den chinesischen Tapeten, die beiden Gemeinen wohnten im Stöcklein, über den Gärtnersleuten, bei denen sie auch aßen.

Tante Ursula, die ohnehin die Franzosen nicht leiden konnte wegen ihres liederlichen Lebenswandels, wollte sich gegen die Einquartierung wehren. Sie wollte lieber zahlen, sagte sie. Aber der Onkel Daniel, der die viele kriegerische Luft nicht ohne Nutzen eingeatmet, stemmte sich gegen den Willen seiner Frau, und zwar mit Erfolg. Er erreichte es, daß Tante Ursula ihm den Willen tat. Nur verwahrte sie sich gegen alle und jede bösen Folgen und begehrte, daß man die schlechten Sitten, die der Herr Offizier einführen werde, und das Ungeziefer, das die Soldaten sicher in Tantes sauberem Haus zurückließen, ohne sie auch wieder daraus entferne. Der Onkel versprach alles.

Es gab nun ein großes Durcheinander. Das chinesische Zimmer wurde geheizt, daß der Kachelofen glühte. Das Schlafzimmer des Offiziers wurde mit Tantes schönster Wäsche versehen. Im gelben Saal nahm man den Möbeln die Mäntel ab, damit er benutzt werden könne, wenn der Fremde Besuch habe, und ein kleines Zimmerchen, das daneben lag und im Winter dazu gebraucht wurde, Tulpenzwiebeln und derartiges aufzubewahren, als Rauchzimmer hergerichtet.

Die Tante wollte zeigen, daß man auch in der Schweiz wisse, wie es in feinen Häusern zugehe. Vielleicht wollte sie auch die Vorhänge in den bessern Stuben vor dem Tabakrauch schützen.

Sie hielt Musterung ab über ihre und Susannas Kleider und schied ein grünes Popelinekleid, das mit Streifen von etwas angegriffenem Astrachan besetzt war, aus, ebenso ein fadenscheiniges, blauweißes von Susanna.

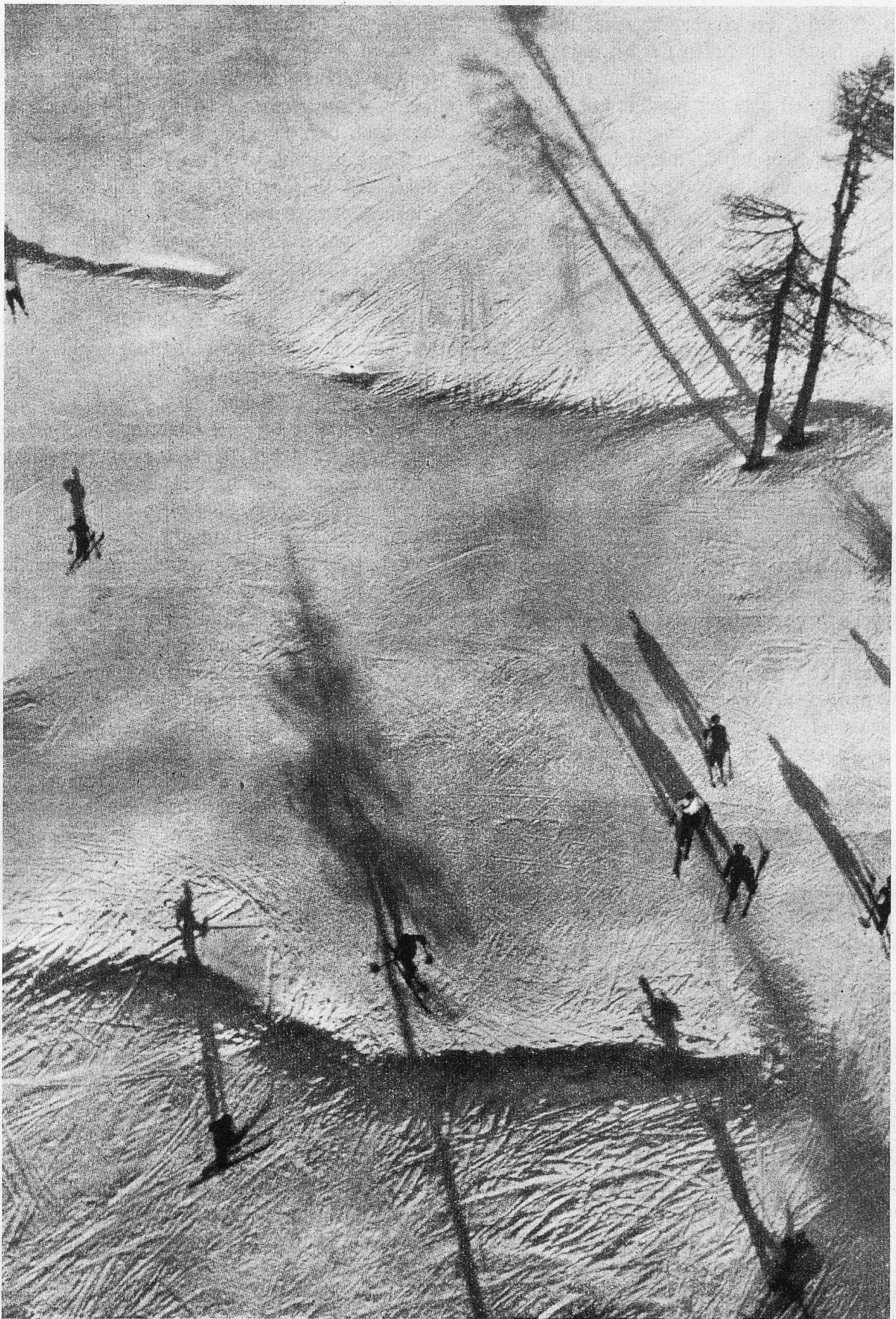
Berene wunderte sich darüber und tat die respektlose Äußerung, man könnte meinen, die Frau Schwendt gehe auf Eroberungen aus.

Am einem Freitag zogen der Offizier und die Soldaten ein. Der Offizier wurde von Onkel Daniel mit einem Büchling und von den Frauen mit zwei Verbeugungen empfangen. Die Soldaten beorderte Christian mit einer deutenden Handbewegung nach dem Stöcklein. Christian verstand nämlich kein Französisch, trotzdem er Berene und der Gärtnersfrau gegenüber das Gegenteil behauptete.

Das erste Abendessen verlief etwas steif und einsilbig. Der Tisch war anzusehen wie ein Sternenhimmel, so glänzte alles. Nicht nur die Hängelampe brannte, auch die silbernen, prachtvollen Leuchter, die von den Großeltern Schwendt stammten, die über einen Fuß hoch waren und Palmen bildeten, um die sich massive Schlangenvanden, standen vor dem Gast, daß er ausfah wie ein Heiligenbild in der Kirche. Sogar das gelbliche englische Geschirr hatte Tante Ursula gespendet, denn auf der Anmeldefarte ihres Gastes hatte ein Name geprangt, der zu etwas mehr Aufwand als gewöhnlich berechnete. Der Offizier hieß Jean de Clermont-Tonnère. Es rasselte und schmetterte, wenn man den Namen laut aussprach. Clermont-Tonnère! Das klang anders als Schwendt, meinte Tante Ursula. Sie saß denn auch steif und gediegen ihrem Gast gegenüber und betrachtete sein Gesicht, während Onkel Daniel sein möglichstes tat, um den Fremden zu unterhalten.

Es war ein schlanker Mann. Den Schnurrbart und Knebelbart trug er spitz zulaufend und lang ausgezogen, wie ihn der Kaiser Napoleon und alle seine Offiziere liebten. Die Haare waren auf der Seite gescheitelt. In den Ohren trug er dünne, goldene Ringe. Seine Uniform war tadellos, von den Strapazen des Feldzuges merkte man ihr nichts an. Der Offizier trug einen Diamantring am Finger, aber keinen Trauring. Er sah genau so aus, wie man sich einen Franzosen vorgestellt hatte.

Nicht wie ein plätscherndes Bächlein, mehr wie das Wasser, das in Tropfen vom Dach fällt, rann das Gespräch weiter. Onkel Daniel hatte den Offizier nach seinem bürgerlichen Beruf gefragt,



Schattenspiel

ein Mißgriff, der einem Schweizer wohl unterlaufen konnte und dessen sich der gute Mann zu spät bewußt wurde. Tante Ursula erkundigte sich mit Höflichkeit nach der Familie des Gastes, und Susanna wollte wissen, ob die Bälle in Frankreich abgehalten würden wie in der Schweiz, und ob man die neueste Française ebenso tanze wie hier in der Stadt.

Jean de Clermont beantwortete alle diese Fragen mit vieler Höflichkeit, wenn auch nicht belebt durch allzu großen Eifer. Er sagte, daß er mit Leib und Seele Soldat sei, wie alle seine Vorfahren, daß er Schwestern habe und keine Mutter mehr, und daß man sehr wahrscheinlich die Française überall auf dieselbe Art tanze, da ja die Tanzlehrer alle aus Paris stammten. Er erbot sich, gelegentlich das Fräulein Tochter die englischen Tänze zu lehren, die neuerdings sehr in Mode seien. Susanna strahlte, aber Tante Ursula fand es an der Zeit, mit den Augen zu winken; denn ihr schien es unpassend, bei einem jungen Offizier auch nur einen Ländler zu lernen, geschweige denn eine ihr ganz unbekannt englische Tanzart.

Jean de Clermont wurde etwas gesprächiger, als das Essen sich seinem Ende zuneigte und der schwarze Kaffee gereicht wurde — ganz gegen die Gewohnheiten des Stadtbürgers Schwendt und seiner Gattin Ursula. Es erschien sogar auf Onkels Wink die grünlichgoldene Chartreuse, und erst nach einer langen Stunde wurde die Tafel aufgehoben. Jean de Clermont begab sich in sein Rauchzimmer. Die Familie Schwendt wartete in Tantes Wohnzimmer das Zeichen der alten Uhr ab, um zu Bett zu gehen.

„Ein scharmanter junger Mann,“ sagte Onkel Daniel.

„Nicht übel,“ gab die Tante zu. „Wenn er nur kein Suitier ist,“ sagte sie mißtrauisch.

„Auf alle Fälle ist er artiger als unsere Holzböcke,“ sagte Susanna undankbar.

„Laßt uns darauf achten, daß wir unserer Würde nichts vergeben,“ mahnte Frau Ursula. „Wir sind, wer wir sind, mag er Jean de Clermont-Tonnère heißen oder nicht.“

„Natürlich.“ Onkel Daniel gähnte. Im selben Augenblick schlug die Uhr halb zehn. Da gingen alle zu Bett. —

Jean de Clermont hatte sich bald das ganze Haus zu erobern gewußt. Nicht, daß er sich besonders Mühe gegeben hätte. Das hatte er in seinem ganzen Leben noch nie nötig gehabt. Er war kühl, vornehm, sehr höflich, sehr zurückhaltend und verstand es dennoch sehr gut, mit gar nichts viel zu sagen. Es waren stets alle von seinen Worten entzückt, und wenn sie sie fassen wollten, waren sie geschmolzen, zerflattert.

Onkel Daniel suchte seinen Gast so gut als möglich zu unterhalten. Er zeigte ihm die Schönheiten der Stadt und die Stadt selbst, die er mit berechtigtem Stolz seine Vaterstadt nannte; denn sie hatte, was Lage und Einheit des Stils betrifft, kaum ihresgleichen.

Glücklich ging der gute Stadtrat Schwendt mit seinem Gast in der Mitte der breiten Straße dem Bächlein entlang, das, bald bedeckt und unterirdisch gurgelnd, bald offen plätschernd und murmelnd die Stadt durcheilte.

Bei jedem der abenteuerlichen, originellen Brunnen der Stadt machte er halt, erklärte jedes Ornament und jede Figur eingehend, daß der Fremde sich räusperte und ungeduldig ans Weitergehen mahnte. Onkel Daniel machte Clermont auf die Zunftzeichen aufmerksam, die immer noch in goldener oder in farbiger Pracht die Zunftstuben hüteten. Da war der mutige Löwe mit dem goldenen Pokal, der Mohr, schwarz wie Tinte, mit einem purpurroten Mund, da war der langschwänzige Affe, da waren die Zeichen von Gerbern und von Metzgern und alle die andern.

Er zeigte das Rathhaus, das in hellem Sandstein mit seinen Bogen und Fenstern wie ziseliert aussah, führte ihn zu den wuchtigen Toren und zeigte ihm das Wunderwerk der großen Uhr, mit den wandelnden Bären, dem Riesen im Turm, dem Greis mit der Sanduhr, dem Narren und dem Gockelhahn. Diese drei, wovon der eine die nahende Stunde triumphierend ankündigt, der andere die verrinnende zu verlachen und zu verjubeln sucht und der dritte die verlorene betrauert.

Teils aufmerksam, teils recht gleichgültig folgte der Offizier seinem Führer. Er sah an den breitgiebeligen Häusern mit den roten Rissen und den vergoldeten Geländern hinauf und suchte nach hübschen Frauenköpfen, die aus den Blumen an

den Fenstern sehen mochten. Er lachte plöblich ob dem kinderverschlingenden Zerrbild des Kronos. Im Kornhauskeller saß er vor dem großen Faß und trank eine Flasche französischen Weines und warf schließlich den Bären Rüben und Zucker hinunter, wie jeder Franzose, aber auch jeder Engländer, Deutsche, Russe und meinetwegen Chinese getan, solange der Bärengraben besteht. Und das ist lange her.

Zuletzt standen die beiden Männer mitten im Schnee auf der Plattform des Münsters, um der Stadt größte Schönheit, ihre unvergänglichsste und erhabenste zu sehen, die Kette der Alpen, die blendend sich vom Winterhimmel abhob und in einer Reinheit und Weiße leuchtete, die dem Onkel Daniel das Wasser in die Augen trieb. Ob dies auch dem Franzosen geschehen, konnte der Onkel nicht wissen, denn er hatte genug damit zu tun, sich zu schneuzen. Er nahm es aber an.

Daheim wollte Tante Ursula auch nicht nachstehen, dem Gast den Aufenthalt angenehm zu machen. Hatte der Onkel Gelegenheit gehabt, Augen, Seele und Gemüt des Fremdlings zu erfreuen, so rückte sie nun mit Speise und Trank heran, die im rechten Augenblick ebenso erfreulich wirken können wie die idealen Genüsse. Und die Winterkälte, das viele Gehen und Schauen hatten dafür gesorgt, daß der richtige Augenblick da war und nicht ungenützt verstrich.

Eine herrlich duftende Marktlößchensuppe, falsche Austern, eine gefüllte Kalbsbrust mit Bohnen — sie schmeckten ganz wie frische — und ein Schokoladenpudding à la Parisienne als zarte Aufmerksamkeit fanden großen Anklang.

Aber es erging dem Essen, wie es der stilvollen Stadt auf der Platte ergangen. Es mußte Größere weichen. Niemand konnte Jean de Clermont nachsagen, daß er je eine schöne Frauengestalt unbeachtet gelassen. Seine Augen blieben an Susanna hangen und kehrten immer wieder von seinem Teller zu ihrem Gesicht zurück. Schöneres hatte er nicht oft gesehen. Nur — hausbacken sah sie aus, die junge Schweizerin, und so gemessen und unfrei in ihren Bewegungen. Die Pariser Schule fehlte ihr. Wenn er die Schöne hätte kleiden können. Wenn er sie das Fliegen lehren dürfte. Sie sah aus wie der Schmetterling, der noch zerknittert auf seiner Blume sitzt und mit

seinen Flügeln nichts anzufangen weiß. Aufrütteln möchte er sie, den ernstesten Mund in einen lachenden verwandeln, die dunkeln Augen zum Leuchten bringen. Schwer mußte diese Aufgabe nicht sein. Wo sollte das schöne Ding unter den Bürgersöhnen den richtigen Lehrer hernehmen? Jean de Clermont verzog fast spöttisch den Mund. Lohnte es sich überhaupt, sich anzustrengen? War das Material so, daß das Resultat ein befriedigendes zu sein vermochte? Er zweifelte daran, wenn er die Tante Ursula, die Silhouetten an der Wand und die steifen Stühle betrachtete. Dennoch regte ihn die Anwesenheit eines schönen Mädchens an.

Er fuhr aus seinen Gedanken auf. Tante Ursula hatte ihn gefragt, ob er noch eine Muschel mit falschen Austern nähme? Er hatte eifrig ja gesagt. Nicht ja, natürlich, sondern „oui“, denn wer in dieser Zeit in der Stadt etwas auf sich hielt, der sprach kein Wort Deutsch mehr, seit die Franzosen im Lande waren. Um so weniger, als es ja in den vornehmen Familien noch von der Zeit her, da Napoleon herrschte, Sitte blieb, unter sich Französisch zu reden.

Jean de Clermont änderte sein Benehmen. Er wurde gesprächig. Er lobte den Wein des Onkels und die Austern der Tante und lobte an Susanna, was er erlaubterweise loben durfte: ihre wundervollen Haare und ihre hübschen, schmalen Hände, und tat dies so zart, verblümt und trotz feinsten Anspielung so deutlich, daß der Onkel lachte, die Tante nicht unzufrieden mit dem Kopse nickte und Susanna rot wurde, obgleich sie nicht sicher war, ob sie den Franzosen richtig verstanden oder nicht. Darüber aber, daß er ihr gefiel, war sie nicht im Zweifel.

Auch Berene tat ihr möglichstes, dem Hause Schwendt Ehre zu machen. Sie trug eine Schürze mit breiter Stickerei, und unter ihrem tiefen Scheitel glänzten zu beiden Seiten des Kopfes verschlungene Ohringe, Erbstücke von ihrer Mutter selig, der Hebamme Weiß. Sie tat dies nicht nur um des dunkelhaarigen Offiziers willen, sondern ebensogut wegen den zwei Soldaten im Stöcklein und machte damit ein Unrecht wieder gut, das die Familie an den beiden blonden, bescheidenen und freundlichen Elsässern begangen. Sie allein verteilte ihr Wohlgefallen gleichmäßig und vergaß

nicht, wenn sie von den Gästen sprach, daß es drei waren.

„Und paß auf,“ sagte sie zu Christian, „silberne Löffel stiehlt der drinnen nicht, aber ein Filou ist er doch. Wie alle Franzosen,“ schloß sie und machte sich dadurch einer großen Ungerechtigkeit schuldig, an der aber Tante Ursula mitzutragen hatte, denn dies Wort war von ihr ausgegangen, und Verene hatte es sich angeeignet.

Sie hatte sich sogar eine Hilfe gefallen lassen, um sich ganz dem Kochen widmen zu können. Mit musternden Blicken lief sie die Marktgasse hinunter und wieder hinauf, um das Beste vom Besten zu erhandeln. Sie versuchte prüfend die Butter, die unter den steinernen Bogen der Junkerengasse feilgehalten wurde, und suchte unter allen die saftigsten Stücke Fleisch aus, die Rubi, der Bauernmehger von Münsingen, alle Diens-tage feilhielt.

Und man kannte die Verene vom Rosenhof. Ihr etwas anhängen zu wollen, was nicht tadellos war, fiel keinem ein.

Jungfer Verene hier und Jungfer Verene da, rief es, als sie triumphierend die Gassen hinauf-

schrift, denn sie hatte großblättrigen Spinat entdeckt, jetzt, anfangs Februar, und wollte Laubfrösche machen, das Lieblingsessen des Herrn Schwendt. Und Herr Schwendt kam vor Frau Schwendt, denn er war der Herr im Haus. Daran war nicht zu rütteln. — —

Onkel Daniel tat für seinen Gast, was in seinen Kräften lag. Wenn es ihm nicht immer gelang, war es nicht seine Schuld. Er hielt ihm, außer dem „Intelligenzblatt“, das sich jeder politischen Farbe enthielt, auch noch den demokratischen „Bund“, obgleich der Franzose nur ein verstümmeltes Deutsch sprach. Der Onkel nahm den Fremden mit auf die Stadtbibliothek, er führte ihn am Stammtisch ein, und er ließ ihn an den Sitzungen des Alpenklubs teilnehmen. Aber es half alles nichts, Jean der Clermont langweilte sich.

Und wenn auch Tante Ursula weniger mißtrauisch geworden war, ihren Gast hier und da einlud, einem Vortrag beizuwohnen oder mit ihr und Susanna ein Konzert zu besuchen oder ihn eine Theatervorstellung genießen lassen wollte, Jean de Clermont langweilte sich doch.

(Fortsetzung folgt.)

Winterwald

Weiß, kristallen, großer Schild,
deckt er die Erde, hütet das Wild,
das Märchen, die Stille,
in sich gesammelt, kraftvoller Wille
zu dauern, zu tragen,
Keim, Wurzel und Leben,
Raunen und Weben
und das Gold der Sagen.

Seine Wege ertranken
im weißen Flaum,
mit Geblüh und Ranken,
mit Sommer und Traum.
Nur die Spur, die leise,
betänzelt dich, Wald.
Bild flüchtiger Reise,
verlöscht so bald
im neuen Gewimmel,
das stäubend schon fällt,
befriedend, beschweigend,
die Wälder, die Welt.

. . . doch klingt eine Botschaft
vom Dämmern grün,
wenn die Knospen aufspringen
und die Rehe ziehn . . .

Edouard Steenken